

S. FISCHER





Charlotte McConaghy
Zugvögel

Roman

Aus dem Englischen
von Tanja Handels

S. FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de



Deutsche Erstausgabe
Erschienen bei S. FISCHER

Die Originalausgabe erscheint unter dem Titel
›Migrations‹ bei Flatiron Books, an imprint of Macmillan,
120 Broadway, New York
© 2020 Charlotte McConaghy

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2020 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Das Zitat auf S. 72 stammt aus Margaret Atwoods Essay ›Vögel essen‹ in: Atwood, ›Das Zelt: Geschichten‹, übersetzt von Malte Friedrich. Mit freundlicher Genehmigung des Berlin Verlags, 2006.

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-397470-6

Die Tiere sterben. Bald sind wir hier ganz allein.

Damals hat mein Mann eine Kolonie Sturmschwalben entdeckt, an der felsigen Küste des unbezähmbaren Atlantiks. In der Nacht, als er mich dorthin mitnahm, wusste ich noch nicht, dass sie zu den Letzten ihrer Art gehörten. Ich wusste nur, wie ungestüm sie in ihrer nächtlichen Höhle waren, wie verwegend sie über das mondhelle Wasser schossen. Wir blieben eine Zeitlang bei ihnen, und in diesen wenigen Stunden im Dunkel konnten wir uns einreden, wir wären wie sie, genauso wild und frei.

Damals, als die Tiere verschwanden, wirklich und wahrhaftig verschwanden, nicht nur als Warnung vor einer düsteren Zukunft, sondern jetzt, jetzt und hier, im Zuge eines Massensterbens, das wir sehen und fühlen konnten, beschloss ich, einem Vogel übers Meer zu folgen. Vielleicht hoffte ich ja, er würde mich dorthin führen, wohin sie alle geflüchtet waren, die anderen seiner Art, all die Lebewesen, die wir getötet zu haben glaubten. Vielleicht dachte ich auch, ich könnte herausfinden, welcher grausamer Trieb mich dazu zwang, alles zu verlassen, Menschen, Orte, immerzu. Oder ich hoffte einfach nur, die letzte Reise dieses Vogels würde mir einen Ort zeigen, wo ich hingehörte.

Damals waren es Vögel, die meinem ungestümeren Ich auf die Welt halfen.

GRÖNLAND, ZUR NISTZEIT

Ein Glück, dass ich gerade hinsehe, als es passiert. Ihr Flügel kappt den hauchdünnen Draht, und der Deckel des Korbs schließt sich sanft über ihr.

Ich setze mich aufrechter hin.

Erst reagiert sie gar nicht. Und weiß doch irgendwie, dass sie nicht mehr frei ist. Die Welt um sie her hat sich ein klein wenig verändert oder auch sehr stark.

Ich nähere mich langsam, will sie nicht verschrecken. Der Wind brüllt, beißt mir in Wangen und Nase. Überall auf den vereisten Felsen sitzen ihre Artgenossen, sie kreisen in der Luft, weichen mir aber eilig aus. Meine Stiefel knirschen, und ich sehe, wie sie die Federn schüttelt, ein erstes zögerliches Flattern, der Moment der Frage: Soll ich versuchen zu entkommen? Das Nest, das sie mit ihrem Gefährten gebaut hat, wirkt primitiv, ein paar Grashalme und Zweige, in eine Felspalte gestopft. Sie braucht es nicht mehr – ihre Jungen tauchen bereits selbst nach Futter –, trotzdem kehrt sie noch zurück, wie alle Mütter, kann einfach nicht loslassen. Ich halte den Atem an, strecke die Hand vor, um den Korb anzuheben. Sie flattert nur einmal, ein plötzliches Aufwallen von Widerstand, ehe sich meine kalte Hand um ihren Körper schließt und die Bewegung ihrer Flügel unterbindet.

Jetzt muss ich schnell sein. Aber ich habe geübt, und so bin

ich es auch, rasch schlingen meine Finger den Ring um ihr Bein, schieben ihn über das Gelenk hinauf bis unter das Gefieder. Sie stößt einen Laut aus, den ich nur zu gut kenne, einen Laut, wie ich ihn fast jede Nacht im Traum von mir gebe.

»Tut mir leid, wir sind gleich fertig.«

Ich zittere, mache aber weiter, es ist sowieso zu spät, du hast sie ja schon angefasst, sie gebrandmarkt, ihr dein Menschen-Ich aufgezwungen. Wie abscheulich!

Der Plastikring schließt sich fest um ihr Bein, hält den Peilsender am Platz. Er signalisiert mir mit einem Blinken, dass er funktioniert. Und gerade als ich sie wieder loslassen will, wird sie plötzlich ganz still, so dass ich ihren Herzschlag in meiner Hand spüre.

Es lässt mich innehalten, dieses Klopfen.

So flink, so flüchtig.

Ihr Schnabel ist rot, als hätte sie ihn in Blut getunkt. Für mich gibt ihr das eine Stärke. Ich setze sie in ihr Nest zurück und entferne mich, nehme den Käfig mit. Ich will, dass sie hinausplatzt in die Freiheit, ich will den Zorn in ihren Schwingen sehen, und da ist sie schon, die reinste Pracht, als sie sich erhebt. Die Beine rot, passend zum Schnabel. Eine seidig schwarze Haube. Ein Schwanz wie zwei Klingen und dazu diese Flügel, ihre scharfen Kanten, die Eleganz.

Ich sehe zu, wie sie kreist, wie sie versucht, den neuen Teil von sich zu begreifen. Der Peilsender behindert sie nicht – er ist kaum größer als der Nagel meines kleinen Fingers und wiegt praktisch nichts –, aber sie lehnt ihn trotzdem ab. Plötzlich stürzt sie mit schrillum Kreischen auf mich los. Ich grinse vor Freude und ducke mich, um mein Gesicht zu schützen,

aber sie wiederholt den Angriff nicht. Sie kehrt in ihr Nest zurück und macht sich dort breit, als gäbe es immer noch ein Ei zu hüten. Die letzten fünf Minuten haben für sie nie stattgefunden.

Seit sechs Tagen bin ich allein hier. Gestern Nacht wurde mein Zelt ins Meer geweht, nachdem Wind und Regen es mir weggerissen hatten. Mehr als ein Dutzend Mal haben mir die Vögel, die als die wachsamsten am Himmel gelten, in Kopf und Hände gehackt. Aber meine Mühen haben mir drei beringte Küstenseeschwalben eingebracht. Und das Gefühl von Salz in den Adern.

Oben auf der Anhöhe bleibe ich stehen, um noch einmal zurückzuschauen, und für einen Moment legt sich der Wind. Weit und überwältigend erstreckt sich das Eis, umrissen vom schwarz-weißen Meer und einem fernen, grauen Horizont. Selbst jetzt, mitten im Sommer, treiben riesige kobaltblaue Eisschollen träge vorbei. Und Dutzende Küstenseeschwalben sprenkeln das Weiß von Himmel und Erde. Die letzten, womöglich die letzten auf der ganzen Welt. Wenn ich fähig wäre, irgendwo zu bleiben, dann hier. Aber die Vögel werden nicht bleiben – und ich auch nicht.

Glücklicherweise ist mein Mietwagen warm, die Heizung läuft auf Hochtouren. Ich halte meine steifgefrorenen Hände vor das Gebläse, spüre das Prickeln in der Haut. Auf dem Beifahrersitz liegt ein Ordner mit Papieren, ich blättere sie mit steifen Fingern durch, suche nach dem Namen. Ennis Malone. Kapitän der *Saghani*.

Ich habe es schon bei sieben Kapitänen von sieben ande-

ren Schiffen probiert, aber mir scheint fast, der beharrlich verrückte Teil in mir wollte, dass es nicht klappt, seit ich den Namen dieses letzten Schiffs gelesen habe. *Saghani*: ein Wort der Inuit für »Rabe«.

Ich überfliege die Fakten, die ich bisher herausfinden konnte. Malone kam vor neunundvierzig Jahren in Alaska zur Welt. Seine Frau heißt Saoirse, sie haben zwei kleine Kinder. Sein Schiff gehört zu den letzten, die noch offiziell berechtigt sind, den Atlantischen Hering zu fischen, und dieser Tätigkeit geht er mit seiner siebenköpfigen Besatzung nach. Dem Hafenplan zufolge soll die *Saghani* ab heute für zwei Nächte in Tasiilaq vor Anker liegen.

Ich gebe Tasiilaq in mein Navigationssystem ein und mache mich langsam auf den Weg die kalte Straße entlang. Die Fahrt in die Stadt wird den ganzen Tag dauern. Ich lasse den nördlichen Polarkreis hinter mir und fahre nach Süden, überlege mir, wie ich vorgehen will. Bisher hat jeder Kapitän, den ich gefragt habe, abgelehnt. Sie halten nichts von ungeschul- ten Fremden an Bord. Und sie schätzen es auch nicht, wenn von der Routine abgewichen, die Route verändert wird – Seeleute, musste ich feststellen, sind abergläubische Zeitge- nossen. Gewohnheitstiere. Erst recht jetzt, wo ihr Lebensstil ständigen Bedrohungen ausgesetzt ist. So wie wir nach und nach die Tierwelt an Land und in der Luft ausgerottet haben, wurden die Meere von den Fischern praktisch leer geräumt.

Mir wird ganz anders bei dem Gedanken, an Bord eines dieser erbarmungslosen Schiffe zu sein, mit Menschen, die die Weltmeere verwüsten, aber sonst bleiben mir keine Mög- lichkeiten mehr, und außerdem wird die Zeit knapp.

Rechts von mir erstreckt sich ein grünes Feld, von tausend weißen Klecksen durchsetzt, die ich erst für Baumwollkapseln halte, aber das liegt nur am Fahrttempo, das alles verwischt: In Wirklichkeit sind es elfenbeinfarbene Wildblumen. Links von mir bricht sich das dunkle Meer. Eine ganz eigene Welt. Ich könnte diese Mission auch vergessen, versuchen, den Zwang zu überwinden. Mir irgendwo ein Häuschen auf dem Land suchen und dort Zuflucht finden. Gärtnern, spazieren gehen, zusehen, wie die Vögel allmählich verschwinden. Flüchtig schießt mir der Gedanke durch den Kopf. Doch das Süße daran würde mir schnell sauer werden, und selbst ein so gewaltiger Himmel wie dieser würde sich bald anfühlen wie ein Käfig. Ich werde nicht bleiben; selbst wenn ich es könnte, würde Niall mir das doch nie verzeihen.

Ich nehme mir ein billiges Hotelzimmer und werfe meinen Rucksack aufs Bett. Hässlicher gelber Teppichboden, aber ein Blick auf den Fjord, der am Fuß des Berges leckt. Jenseits des Wassers erheben sich graue Gipfel, von Schneeadern durchzogen. Es ist weniger Schnee als früher. Die Welt ist wärmer. Während mein Rechner hochfährt, wasche ich mir das salzige Gesicht, putze mir die pelzigen Zähne. Die Dusche ruft, aber erst muss ich noch meine Aktivitäten protokollieren.

Ich notiere die Beringung der drei Seeschwalben, dann öffne ich, vor lauter Nervosität mit angehaltenem Atem, das Ortungsprogramm. Der Anblick der blinkenden roten Punkte lässt mich erleichtert zusammensacken. Ich konnte nicht wissen, ob es wirklich funktionieren wird, aber da sind sie, drei kleine Vögel, die zum Überwintern gen Süden

fliegen und mich, wenn alles nach Plan läuft, mitnehmen werden.

Nachdem ich geduscht, mich gründlich abgeschrubbt und warm angezogen habe, stopfe ich ein paar Unterlagen in den Rucksack und mache mich auf den Weg, bleibe nur kurz an der Rezeption stehen, um die junge Empfangsdame zu fragen, wo die beste Kneipe ist. Sie mustert mich, versucht wahrscheinlich, mich altersmäßig in eine Vergnügungskategorie einzuordnen, und sagt mir dann, ich solle es mit der Bar am Hafen probieren. »Es gäbe auch noch das *Klubben*, aber das ist Ihnen vielleicht doch zu ... hip.« Sie lässt ein Kichern folgen.

Ich lächele und komme mir uralt vor.

Der Weg durch die Stadt ist hügelig und malerisch. Kunterbunte Häuser stehen auf unebenem Gelände, rot, blau und gelb, was für ein Kontrast zur Winterwelt ringsum. Wie fröhliches Spielzeug sprenkeln sie die Hänge; unter dem Blick der gebieterischen Berge wirkt alles kleiner. Ein Himmel ist ein Himmel ist ein Himmel, und trotzdem ist er hier noch etwas mehr als das. Größer. Ich setze mich ein Weilchen hin und sehe den Eisbergen zu, die durch den Fjord treiben, ich kann einfach nicht aufhören, an die Seeschwalbe zu denken, an ihren Herzschlag in meiner Hand. Ich spüre es immer noch, dieses trommelnde Klopfen, und wenn ich die Hand an die Brust lege, stelle ich mir unseren Puls im Gleichtakt vor. Meine Nase spüre ich allerdings nicht mehr, also mache ich mich auf den Weg zur Bar. Ich würde alles, was ich habe (zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist das nicht besonders viel), darauf verwetten, dass die Besatzung eines frisch eingelaufenen Fischerboots jede wache Minute damit verbringt, einen draufzumachen.

Obwohl es schon spät am Abend ist, scheint die Sonne immer noch hell – sie wird um diese Jahreszeit gar nicht untergehen. Neben einem Dutzend dösender Hunde, die draußen vor der Kneipe an Abflussrohren festgemacht sind, lehnt ein alter Mann an der Mauer. Muss wohl ein Einheimischer sein, denn er trägt keine Jacke über dem T-Shirt. Ich friere schon, wenn ich ihn nur anschau. Im Näherkommen sehe ich etwas am Boden liegen, bücke mich und hebe eine Brieftasche auf.

»Ist das ihre?«

Ein paar der Hunde wachen auf und mustern mich unergründlich. Der Mann tut es ihnen gleich, und mir wird klar, dass er längst nicht so alt ist, wie ich dachte, und außerdem sturzbetrunken. »*Uteqqissinnaaviuk?*«

»Ähm ... tut mir leid. Ich wollte nur ...« Ich halte ihm die Brieftasche hin.

Als er sie sieht, lächelt er breit. Und überraschend warm. »Lieber Englisch, was?«

Ich nicke.

Er nimmt die Brieftasche und steckt sie ein. »Danke, Schätzchen.« Er ist Amerikaner, seine Stimme ein tiefes, fernes Grollen, das langsam anschwillt.

»Nennen Sie mich nicht ›Schätzchen‹«, entgegne ich nachsichtig und sehe ihn mir verstohlen genauer an. Hinter dem grau melierten Haar und dem dichten schwarzen Bart dürfte er höchstens Ende vierzig sein, nicht sechzig, wie es auf den ersten Blick aussah. Seine hellen Augen sind von Fältchen umrahmt. Er ist groß, hält sich aber gebeugt, als hätte er sein Leben damit verbracht, nicht so wirken zu wollen. Er hat et-

was Raumgreifendes an sich. Raumgreifende Hände und Füße, Schultern, Brustkorb, Nase und Bauch.

Und er schwankt leicht.

»Brauchen Sie Hilfe? Soll ich Sie irgendwohin bringen?«

Darüber muss er wieder lächeln. Er hält mir die Tür auf und lässt sie dann zwischen uns zufallen.

In dem kleinen Vorraum schäle ich mich aus Mantel, Schal, Mütze und Handschuhen und hänge alles auf, um es griffbereit zu haben, wenn ich wieder aufbreche. In diesen schneereichen Ländern ist das Ausziehen der warmen Kleidung ein Ritual. Drinnen, im Gedränge der Kneipe, spielt eine Frau Lounge-Musik auf dem Klavier, und mitten im Raum prasselt ein Feuer. Unter einer hohen Decke mit schweren Holzbalken sitzen Männer und Frauen an Tischen und auf Sofas verstreut, in der Ecke spielen ein paar Jungs Poolbillard. Das Ganze wirkt moderner als die meisten anderen, unbestreitbar charmanten Kneipen, in denen ich war, seit ich in Grönland bin. Ich bestelle ein Glas Rotwein und schlendere zu den Barhockern am Fenster hinüber. Von dort aus habe ich wieder einen Blick auf den Fjord, das macht es mir leichter, drinnen zu sein. Ich bin nicht gern drinnen.

Mein Blick wandert über die Gäste, auf der Suche nach einer Gruppe Männer, die die Besatzung der *Saghani* sein könnte. Auf den ersten Blick springt mir niemand ins Auge – die einzige Gruppe, die groß genug wäre, besteht aus Männern und Frauen, sie spielen *Trivial Pursuit* und trinken Stout dazu.

Ich habe noch kaum einen Schluck von meinem über-
teuerten Wein getrunken, da sehe ich ihn wieder, den Mann von vorhin. Er steht jetzt ganz nah am Wasser, der Wind reißt

an seinem Bart und an seinen nackten Armen. Neugierig beobachte ich ihn, bis er direkt in den Fjord hineintritt und unter der Wasseroberfläche verschwindet.

Mein Weinglas kippt beinahe um, als ich vom Hocker springe. Nichts deutet darauf hin, dass er wieder auftaucht. Jetzt nicht und jetzt nicht und jetzt immer noch nicht. Großer Gott – er taucht tatsächlich nicht wieder auf. Mein Mund öffnet sich, will schreien, klappt dann aber wieder zu. Stattdessen renne ich los. Durch die Tür, auf die Veranda, die Holzstufen hinunter, die vom Eis so glitschig sind, dass ich fast auf dem Hintern lande, und weiter, hinein in den kalten Schneematsch am Ufer. Irgendwo in der Nähe lässt ein Hund sein schrilles, panisches Bellen hören.

Wie lange braucht man, um zu erfrieren? In solchem Wasser bestimmt nicht lange. Und er ist immer noch nicht wieder aufgetaucht.

Ich stürze mich in den Fjord und ...

Oh.

Da fliegt sie hin, meine Seele, durch die Poren nach draußen gesaugt.

Die Kälte ist brutal und vertraut. Einen Moment lang packt sie mich und zwingt mich in eine Zelle, die bekritzelte, steinerne Zelle, die ich so gut kenne wie einen Liebhaber, denn ich habe vier Jahre in ihr verbracht, und weil mich die Kälte dorthin zurückschickt, verschwende ich viel zu viele kostbare Sekunden mit dem Wunsch, tot zu sein, es soll einfach alles vorbei sein, jetzt sofort, ich kann nicht mehr warten, es gibt nichts mehr in mir, was nicht am Ende wäre ...

Mit einem Schlag schießt mir Klarheit in die Lunge. Beweg

dich, befehle ich mir. Mit Kälte bin ich immer gut klargekommen – früher bin ich zweimal täglich darin geschwommen, aber das ist so lange her, dass ich es längst vergessen habe, ich habe zugelassen, dass ich verweichliche. Ich manövriere mich und meine wasserdurchtränkten Klamotten hin zu dem massigen Körper unter mir. Mit geschlossenen Augen sitzt er auf dem Grund des Fjords und verhält sich nervenaufreibend ruhig.

Langsam schieben sich meine Hände unter seine Achselhöhlen. Ich stoße mich vom Boden ab und zerre ihn mit einem gewaltigen Keuchen an die Oberfläche. Jetzt bewegt er sich wieder, holt tief Luft, paddelt auf der Stelle und hält mich im Arm, als hätte er mich gerettet und nicht umgekehrt. Wie zum Teufel ist das jetzt passiert?

»Was machen Sie denn da?«, keucht er.

Für einen Moment gibt es keine Worte mehr; mir ist so kalt, dass es schmerzt. »Sie waren am Ertrinken.«

»Ich bin nur kurz reingesprungen, um wieder nüchtern zu werden!«

»Was? Nein, Sie ...« Ich ziehe mich ans Ufer. Allmählich bricht sich die Wirklichkeit wieder Bahn. Ich klappere so heftig mit den Zähnen, dass ich wohl wie eine Wahnsinnige wirke, als ich jetzt auch noch lachen muss. »Ich dachte, Sie brauchen Hilfe.«

Ich kriege die logische Überlegung nicht mehr richtig zusammen, die mich hierhergebracht hat. Wie lange habe ich gewartet, bis ich losgerannt bin? Wie lange war er unter Wasser?

»Schon das zweite Mal heute Abend«, sagt er. Und dann: